

## **Berufen und gesandt**

**Vortrag bei der Landesversammlung für Diakoninnen und Diakone am 18.11.2015 in Stuttgart,  
von Pfr. Ulrich Laepple, Berlin**

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, liebe Diakoninnen und Diakone!

Ich bin gerne von Berlin nach Württemberg gekommen, wo mein Leben und mein Glauben, auch mein Theologesein seinen prägenden Ausgang genommen hat. Übrigens auch diakonisch. Zwischen Abitur und Studium machte ich ein 14-tägiges Praktikum in Stetten. Ich wollte hineinblicken in das und mich durch Mitarbeit ein wenig beteiligen an dem, was man damals eine „diakonischen Anstalt für Behinderte“ nannte. Es war das dortige Krankenhaus für Behinderte, vor allem mit Kindern die an Muskelschwund litten. Ich bekam einen Einblick in bisher unbekannte Krankheitsbilder, lernte den Tagesablauf eines Krankenhauses kennen, merkte auch, wie das Personal viel wissen und können musste – dass also „pflegen“ sich nicht von selbst versteht, sondern gelernt sein will. (Heute reden wir zu Recht von „Pflegerwissenschaft“). Das alles war eine ganz neue Welt für mich!

Nach dem Examen hat mich mein Weg in unterschiedliche Dienste der Evang. Kirche im Rheinland geführt. Meine letzte berufliche Phase verbrachte ich in der Diakonie, im Bundesverband der Diakonie, also in Berlin.

Die beiden Fragen, die dort meine Aufgabe bestimmten, lauteten so:

1. Wie kann die christliche *Gemeinde* ihr diakonisches Mandat, ihre Sendung in die Welt neu entdecken und gestalten. Und:
2. Wie kann die *Einrichtungsdiaconie* ihr missionarisches Mandat gestalten – angesichts der zunehmenden Säkularität nicht nur der Gesellschaft, sondern auch vieler Mitarbeitender, nicht nur im Osten unseres Landes, aber da besonders. Haben wir in der Diakonie nicht auch die Aufgabe, dass die vielen konfessionslosen Mitarbeitenden einen volleren Begriff von Diakonie bekommen: von Glauben, Kirche, Gebet – was ihnen alles zum Großteil ja ganz fremd war und ist. Können und wollen wir deutlich machen, warum Christen in der Diakonie von Gott und Jesus Christus sprechen und dabei die Bibel in die Hand nehmen?

Nicht wenige von Ihnen habe ich auf unseren Tagungen kennengelernt – als Referentinnen oder Teilnehmer. Stellvertretend nenne ich OKR Dieter Kaufmann, Prof. Dr. Annette Noller, Frieder Grau, Ellen Eidt oder Eberhard Schütz.

Ich freue mich über die Begegnung und Wiederbegegnung mit Ihnen und der Württembergischen Kirche unter dem heutigen Thema „berufen und gesandt“, das Sie sich – und mir – für die erste Landesversammlung der Diakoninnen und Diakonie in Württemberg gegeben haben.

Mein Vortrag hat - dem vorgegebenen Thema folgend - drei Hauptteile. Ich werde diese Teile mit einem bekannten Bibelwort aus Mt 5, 14 /16 verbinden:

1. Berufung: Ihr seid das Licht der Welt.“
2. Sendung: „Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen, dass sie eure guten Werke sehen...“
3. Spiritualität: „...und euren Vater im Himmel preisen“

### **I. „Berufung“ – „Ihr seid das Licht der Welt“**

Im Internet findet man auf der Seite des Württembergischen Oberkirchenrats folgende Eintragung: „Am 15. März 2015 wurden in Ludwigsburg im Gottesdienst 9 Frauen und 7 Männer in das Amt

*der Diakonin bzw. des Diakons berufen. Die berufenen Diakoninnen und Diakone haben im Herbst 2014 ihre Aufbauausbildung auf der Karlshöhe in Ludwigsburg abgeschlossen.* “ Und daneben ein Foto mit den neu berufenen Diakoninnen und Diakone. Hier kann man gleich zweierlei sehen: Welchen hohen Stellenwert der Beruf der Diakonin, des Diakons in der Württembergischen Landeskirche hat, aber auch welche hohe Bedeutung im Zusammenhang des Diakonats das Wort „Berufung“ hat.

## **A) Berufung – ein nahes und fernes Wort**

### **1. Starke Erinnerungen oder verblasste Bilder?**

Welche Bilder und Erinnerungen kommen bei Ihnen auf, wenn Sie an Ihre Berufung denken? Weckt das Wort Erinnerung an den Tag der Einsegnung? Denken Sie an Menschen, die auf dem Weg Ihrer Entscheidung, Diakonin und Diakon zu werden, wichtig geworden waren, oder daran, in welcher Lebensphase Sie sich mit der Frage nach dieser Berufung beschäftigt haben?

Und denken Sie vielleicht auch folgenden Gedanken: Dass „Berufung“ nicht nur eine Angelegenheit der Vergangenheit ist, sondern sich immer wieder aktualisiert, also einmischt in Ihre gegenwärtige Entscheidungen und Tätigkeiten! Ihre Berufung will Sie ja begleiten, wie die Wolken- und Feuersäule das Volk Israel einst durch den Tag und durch die Nacht auf dem Weg begleitet hat – als Orientierung und als spürbare göttliche Gegenwart.

Doch Berufungen können auch verblassen, in der Routine der Arbeit und in der Eigendynamik eines säkularen Kontexts, in dem viele von Ihnen auch arbeiten, in einem Kontext, wo die Arbeit des Sozialen nach menschlichen Gesichtspunkten auch ohne Gott ganz gut funktioniert.

Ich selber muss auch an eine Bekannte, selbst Diakonin in der Pflege, denken, der ich vor zwei Wochen von unserem heutigen Thema erzählt habe. Sie sagte: „Ich werde meine Berufung in und durch Neukirchen nie vergessen. Sie geht immer mit mir. Aber in meiner Arbeitsstelle kann ich sie nicht leben.“ Ihre Arbeitsstelle war Krankenhaus der Diakonie, das sie mittlerweile verlassen hat.

### **2. „Berufen werden!“ Das Passiv scheint aus der Zeit gefallen?**

„Berufen“ und „gesandt“ sind Worte, die gefüllt sind mit biblischer Sprache, biblischen Bildern, mit Geschichten im Tempel Jerusalems oder am See Genesareth – und sie sind voll von Theologie. Das wissen wir alle. Ich möchte aber Ihre Aufmerksamkeit zunächst auf eine sprachliche Beobachtung lenken - dass es Worte im Passiv sind: ich *werde* berufen, ich *werde* gesandt. Man kann sich nicht selber berufen, auch nicht sich selber senden. Man wird berufen und man wird gesandt. Beide Vorgänge brauchen eine Autorität, sonst geben sie keinen Sinn.

Aber passt ein solches Passiv in unsere Zeit, in eine Gesellschaft, die man eine Multioptionengesellschaft nennt, die allerhöchsten Wert darauf legt, selbst, also autonom zu entscheiden? Es wachsen längst Generationen heran, deren vorherrschendes Lebensgefühl ist, aus unzähligen Möglichkeiten frei wählen zu dürfen. Und wenn ihnen ein einmal eingeschlagener Weg verleidet ist, nehmen sie einfach die nächste Abzweigung. Im Hinterkopf gibt es immer einen Plan B. Selbstverwirklichung und Flexibilität sind ihre Leitwerte. Das Leben kommt ihnen vor wie ein Supermarkt von unendlichen Möglichkeiten.

Das sage und meine ich gar nicht böse. (Wir haben drei Söhne in diesem Alter.) Es ist der Lebensstil einer Generation - wobei das Stichwort „Autonomie“, also Selbstbestimmung, natürlich schon viel länger ein Schlüsselwort dafür ist, wie sich die Menschen in Europa verstehen.

Nur, „Autonomie“ passt nicht gut zum Passiv von Berufung und Sendung. Wenn wir in die Bibel blicken: Nicht Mose, Jesaja, Jeremia, auch nicht Petrus und nicht die Sieben aus Apg. 6 hatten eine echte Wahl. Sie wurden gar nicht gefragt. Die Wahl *fiel* auf sie, autoritativ und gewissermaßen auf den Kopf. Sie *wurden* berufen und gesandt. Sie haben sich fast alle mit irgendwelchen Argumenten dagegen gewehrt („zu jung“, „schwere Zunge“, „unreine Lippen“ usw.) Aber es nutzte ihnen nichts.

Unser persönlicher Weg (ich sage „unser“, die Sache betrifft mich als Pfarrer ja auch) war sehr wahrscheinlich ein anderer. Wir haben reiflich überlegt, ob wir das können und wollen – diesen Beruf anzustreben. Wir haben uns und unsere Qualitäten und Qualifikationen, Gaben und Interessen abgewogen, ob sie zu dem Berufsziel passen und uns – sicher mit einiger Umsicht und manchen Gesprächen - dann dazu entschieden.

Kann man solche Prozesse nicht auch „Berufung“ nennen? Ich glaube schon. Berufungen Gottes verbergen sich auch in Begabungen, Interessen und Wünschen. Der heilige Geist wirkt ja doch im Allgemeinen nicht so, dass er sich vorstellt und sagt: „Hallo, ich bin der heilige Geist. Ich berufe dich jetzt.“ Berufung ist meist ein stilles, intimes Geschehen eines Gesprächs des Herzens mit Gott.

In dem lesenswerten Buch „Doppelt qualifiziert“ (hrsg. von Dieter Hödl und Thomas Zippert, Ev. Verlagsanstalt Leipzig, 2015) finden sich, mit Stimmen vieler Diakoninnen und Diakone zu ganz unterschiedlichen Themen, auch Äußerungen zum Thema „Berufung“. Einen Abschnitt kann ich Ihnen nicht vorenthalten:

Der Schreiber ist Sohn eines Diakons. Für diesen Sohn steht fest: Diakon wirst Du nicht. Eines Tages kommt der Vorsteher der Bruderschaft zu Hause vorbei. Bei einem Spaziergang im Garten legt der Vorsteher seine Hand auf die Schulter des Jungen und fragt unvermittelt: „Mein Junge, was willst du denn einmal werden?“ Unter dem Druck der Situation kam die Antwort schnell: „Ich will Diakon werden!“ Und als dann der Konfirmationsspruch noch lautete: „Dienet dem Herr mit Freuden“, war das schon der Anfang einer Art Berufung. Interessant: Er fühlte sich jedoch trotz der Arbeit als Diakon lange nicht berufen. Erst viel später kann er sagen: „*Die unverwischbare Spur einer sich anbahnenden Berufung durch Jesus Christus hat sich im Laufe meines Lebens verstärkt und ist lebensbestimmend geworden.*“

Solche Sätze lehren uns, dass der heilige Geist uns Wege führt, zu denen unser rationales Urteilen wenig Zugang hat. Und Gottes Rufen geht ja weiter. Jochen Klepper hat das in seinem bekannten Morgenlied wunderbar ausgedrückt, was passiert zwischen dem Rufer und dem Hörer:

*„Er spricht wie an dem Tage,  
da er die Welt erschuf.  
Da schweigen Angst und Klage;  
nichts gilt mehr als sein Ruf!  
Das Wort der ewigen Treue,  
die Gott uns Menschen schwört,  
erfahre ich aufs neue  
so wie ein Jünger hört.“*  
(EG 452,2)

## **B) „berufen“**

Im Folgenden spreche ich 5 Punkte an, die mir beim Nachdenken über Berufung besonders wichtig erschienen.

## 1. „Ihr seid das Licht der Welt!“

Das ist ein biblisches Berufungswort. Es *wird* uns gesagt. Wir können so etwas nicht von uns aus sagen, etwa den Satz: „Wir sind das Licht der Welt!“ Keiner von uns würde einen so anmaßenden Satz aussprechen! Nein, wir sind nicht Licht in uns selber. Manche meinen das ja. Doch um manche Lichtgestalt des öffentlichen Lebens ist es in der letzten Zeit ziemlich finster geworden – im Sport und bei Managern von Unternehmen... Nein, in uns selber ist viel Finsternis. Als Jesus zu Petrus kam und die Berufung aussprach: „Folge mir nach“, da rief Petrus vor Schreck: „Geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch!“ Ich glaube, wir haben den verschiedenen Spielarten von Finsternis wenig entgegensetzen, wenn sie über uns hereinbrechen. (Vor der französischen Botschaft in Berlin sind in diesen Tagen viele Kerzen aufgestellt worden, nicht weil sich die Menschen für Lichter halten, sondern weil sie sich von Finsternis bedroht fühlen und sich nach Lichtern der Hoffnung sehnen.)

Der Satz: „Ihr seid das Licht der Welt“ ist vielmehr wie ein Zuruf, wie wenn uns Jesus eine Fackel – mit seinem Licht – in die Hand drückt, die Fackel unserer Berufung. Er will dafür sorgen, dass wir Licht sind und Licht bleiben. Von ihm her, nur von ihm her, darf dann gelten: „Ihr seid“, nicht: wir sind.

Darum sagt er auch nicht: „Ihr *sollt* Licht sein!“ Auch ein Imperativ wäre eine Überforderung. Nein, er *macht* uns zum Licht. Das ist Berufung: Er spricht uns an, und es geschieht.

Vor einiger Zeit bin ich auf eine biblische Redewendung gestoßen – man bemerkt sie, wenn man den griech. Urtext liest. In Mk. 3,14 heißt es wörtlich: „*Und Jesus machte die Zwölf, die er auch Apostel nannte, dass sie bei ihm sein sollten und dass er sie aussendete.*“ Bevor wir etwas machen, macht er uns. Bevor wir etwas machen, sind wir gemachte Leute. Darauf sollen wir uns verlassen.

Berufung kommt also vor der Sendung, das Sein vor dem Sollen, der Zuspruch vor dem Anspruch wie die Feier vor der Arbeit.

Ich finde das gerade für Menschen, die in der Diakonie arbeiten, besonders wichtig. Denn wir sind alle nicht gefeit gegen die Versuchung, unser eigenes Tun und Machen zu instrumentalisieren, sei es zur Selbstrechtfertigung vor Gott und den Menschen, zur Selbstaufwertung, zur Befriedigung eines Helfertriebs usw. Viel ist über das Helfersyndrom geschrieben worden, Gutes und Schlechtes. Auf jeden Fall war nicht alles falsch.

Wir müssen befreit werden von dieser Instrumentalisierung. Eine soziale Selbstverwirklichung mit Hilfe unseres Berufs und mit Hilfe unserer Tätigkeit ist Missbrauch am Nächsten. Nächstenliebe soll Liebe sein und keine verborgene Agenda haben, die Wasser auf die eigenen Mühlen leitet.

Davon kann uns das „Evangelium von der Berufung“ befreien.

## 2. Die ganze Person

Manchmal sagen wir - z.B. von einem Arzt: „Er hat seinen Beruf als Berufung verstanden.“ Zum Beispiel auch von einer Lehrerin, oder einer Krankenschwester - weil wir spüren: Sie sind, was sie tun, mit Leib und Seele. Man hört aus einem solchen Satz heraus, dass sie mit ihrer ganzen Person Leidenschaft, Liebe und Verlässlichkeit ausstrahlen. Man spürt ihnen ab: Sie *tun* nicht nur etwas, sie sind, was sie tun. Ihr Tun ist ein Teil ihres Wesens geworden.

Auch die Berufung, die Sie als Diakon und Diakonin empfangen haben, gilt nicht nur Ihrer Arbeit, sondern Ihrem ganzen Leben. Der Segen, den Sie empfangen haben, ist mehr als ein guter Wunsch für das Gelingen Ihrer Arbeit. Nein, uns wird gesagt: „Ich will *dich* segnen und *du* sollst ein Segen sein.“ „Der Herr segne *dich* und behüte *dich*.“ Berufung und Segen ziehen in das ganze Leben ein.

Sie selber sagen ja i.d.R. nicht: „Ich arbeite als Diakon“, sondern „Ich bin Diakon“. Eine Diakonin, die sogar noch nie als Diakonin gearbeitet hat, erzählt, dass sie als Stadtverordnete, zu der sie gewählt worden war, unter ihre Unterschrift immer gesetzt habe: „Sozialarbeiterin und Diakonin“.<sup>1</sup> Sie ist Diakonin. Man löst sich nicht von der Berufung ab, auch nicht als Pfarrer. Die Berufung gilt der ganzen Person und bestimmt meine Identität - was durchaus **nicht** heißt: dass der *Beruf* das ganze Leben aufsaugen dürfe. Was die Berufung soll, ist dem Beruf verboten: unser ganzes Leben bestimmen. Manche Ehe und Familie ist schon auseinandergebrochen, wenn der Beruf gnadenlos hereinregiert hat in das Familienleben und der Beruf unbegrenzte Macht über das ganze Leben bekam.

### 3. „Die Herausgerufenen“ (Ek-klesia)

Es fällt auf: Das Wort für „Kirche“ oder „Gemeinde“ heißt im neuen Testament „ekklesia“, wörtl. „die Herausgerufene“ (der Wortteil „klesia“ kommt von dem griech. „klesis“ für „Ruf“, das „ek“ versteht sich von selber als „heraus“).

Dieses Wort hat man zuerst in der Polis Athens, also im Stadtstaat Athens, gebraucht, lange vor dem Neuen Testament. Dort, im griech. Athen, war die „Ekklesia“ die Versammlung der Vollbürger, die mit vollen Rechten und Pflichten ausgestattet waren. Nun hat die Kirche, um die christliche Gemeinde zu bezeichnen, ausgerechnet dieses Wort gewählt. Die Kirche und die Gemeinde - das sind also „Herausgerufene“, im Anklang an die Vollbürgerversammlung der alten griechischen Polis. Christlich gesprochen natürlich nun: Von ihrem Herrn Herausgerufene. Es ist eine große Auszeichnung, eine Würde.

Ich glaube, dass uns das oft gar nicht klar ist, was es bedeutet, dass wir Kirche sein dürfen. Das Neue Testament spart ja nicht mit hohen Bezeichnungen für die Christen: „Heilige in Christus Jesus“, „Erwählte und Berufene in Christus Jesus“.

Wenn nun in „ekklesia“ die Herkunft des Wortes aus der griechischen Polis immer noch nachklingt, dann klingt also etwas Politisches mit. Nicht dass die Kirche Politik machen sollte, aber doch so, dass sie im politischen Raum, im Sozialraum, im Gemeinwesen ein Ansprechpartner sein soll. Das ist es, was wir wieder lernen und lernen müssen und Sie es uns vorgemacht haben: Diakonie neu zu denken.

Und noch ein dritter Aspekt: Berufung stellt uns in eine Gemeinschaft. Wir sind nicht als Einzelne, sondern mit anderen zusammen, weltweit, ökumenisch, aber auch in unseren kleineren Gruppierungen, Teams und Gemeinschaften, berufen. Was heißt das?

Eine Diakonin schreibt, dass sie bei der Ausbildung im Rauhen Haus viel mitgenommen habe und fährt dann fort: „*Ich finde es schon als etwas Besonderes, zu diesen manchmal etwas unangepassten Brüdern und Schwestern zu gehören. Auch und vor allem, weil ich sie mir nicht ausgesucht habe.*“<sup>2</sup>

Sie formuliert dies spürbar nicht ohne Schalk im Nacken. Sie weiß offenbar, wovon sie redet, wenn eigenwillige Menschen wie Diakoninnen und Diakone zusammenkommen und zusammenarbeiten. Aber lernen wir uns nicht nur kennen und erfahren im Miteinander mit anderen? Ich lerne mich in den anderen spiegeln und die anderen sich in mir. Da gibt es Interaktion. Kommunikation, Streit, Konflikt, Versöhnung, Klärung. Lachen, Weinen, Trösten und Weitergehen. Das ist Leben, und das ist auch Kirche. Die Alternative wäre Rückzug – und das wäre ein großer Verlust für die eigene Persönlichkeit wie für die Gemeinschaft, die uns braucht.

### 4. Unruhe der Berufung

---

<sup>1</sup> Dieter Hödl, Thomas Zippert, Doppelt qualifiziert, Erfahrungsberichte und Reflexionen zjm Selbstverständnis von Diakoninnen und Diakonen, Leipzig, 2015, S. 75

<sup>2</sup> A. a. O. S. 77

*„Diakon bin ich geworden, weil Vorbilder mein Herz ‚unruhig‘, fragend und suchend gemacht haben, Diakone, denen ich im Zivildienst in Bethel begegnet bin. Das macht für mich bis heute das Faszinierende am Diakon-Sein aus, dass mein Herz unruhig ist, weil es immer wieder neu angesprochen wird. Dass Diakon-Sein eine Zu-Mutung ist, Herausforderung bleibt, um Gottes Willen nah bei den Menschen zu sein.“<sup>3</sup>*

So beschreibt Carl-Christian Klein seine Berufung zum Diakon. Und spätestens hier spürt man, wie das Passiv der Berufung nicht passiv macht, Freiheiten nicht einschränkt, sondern sie eröffnet – ganz entsprechend dem Lied, das wir sicher alle lieben gelernt haben und oft singen:

*„Vertraut den neuen Wegen,  
auf die uns Gott gesandt!  
Er selbst kommt uns entgegen.  
Die Zukunft ist sein Land.  
Wer aufbricht, der kann hoffen  
in Zeit und Ewigkeit.  
Die Tore stehen offen.  
Das Land ist hell und weit.“  
(EG 395,1)*

Berufung ist Aufbruch, Neugier darauf, was Gott vor hat mit mir, mit uns als Team, in unserer Arbeit.

## **5. Berufung begegnet Beruf**

Die Einsegnung durch die Kirche bedeutet: Sie haben ein Amt. Die Kirche steht hinter Ihnen. Sie gibt Ihnen Anerkennung. Die Institution trägt die Person. Das will entlasten.

Das ist die Absicht, das ist die Theorie, das ist auch das rechtliche Konzept. Ich wünsche es Ihrer Kirche und Ihnen als Diakoninnen und Diakone, dass alles mit Leben gefüllt wird. Gerade wenn Berufung und Beruf in Konflikt miteinander kommen.

Und solche Konflikte bleiben nicht aus.

Davon spricht Barbara Eschen ganz nüchtern (sie ist die Direktorin des Diakonischen Werks Berlin -Brandenburg - Schlesischen Oberlausitz): *„Die enge Verschränkung von Beruf und Berufung birgt die Gefahr der radikalen Enttäuschung. Denn jeder Beruf, die Arbeitswelt insgesamt sind von Entfremdungen gekennzeichnet. Arbeit ist nicht nur Selbstverwirklichung, sondern Mühsal, schon biblisch.“<sup>4</sup>*

Dieser Realitätssinn, diese Nüchternheit ist wichtig, sonst entstehen falsche Erwartungen. Es wird immer ein Ringen sein, die Berufung im Beruf durchzuhalten. Löst sich die Berufung vom Beruf ab, bleibt ein Job. Es wäre ein Verlust, nicht zuletzt der Verlust eines ganz besonderen Blicks, den man gerade Diakoninnen und Diakonen zutraut, wenn nicht von ihnen erwartet, und ich bin sicher: Sie auch von sich selber erwarten:

*„Menschen, die aus der Liebe leben, sehen tiefer.*

*Menschen, die aus der Hoffnung leben, sehen weiter.*

*Menschen, die aus dem Glauben leben, sehen alles in einem neuen Licht.“*

(Lothar Zennetti)

---

<sup>3</sup> A. a. O. S. 51

<sup>4</sup> A. a. O. S. 200

## II. „Sendung“ - „Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen...“

Nach dem Berufungswort: „Ihr seid das Licht der Welt“ – nun das Sendungswort: „Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen...“

### 1. „Treue zur Welt“

Alle vier Evangelien schließen mit einem Sendungswort. Alle vier Evangelien stellen die Jünger - und über sie hinaus die Ekklesia, die Herausgerufenen, also uns, in einen Auftrag. Das Sendungswort bei Matthäus ist uns am bekanntesten: „Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden. Darum geht hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker“ (Mt. 28,19). Der Adressat, zu dem wir gesandt werden, der Raum, in den wir gesandt werden, ist die *Welt*.

Dieser Adressat und Raum ist für die Bibel auch sonst wichtig. „So sehr hat Gott die *Welt* geliebt“ (Joh.3,16), „Gott hat *die Welt* mit sich versöhnt“ (2.Kor.5,17). Dafür steht der Name Jesus in seinem Wort und Werk. Die Welt, in die wir gesandt werden, ist also geliebt von Gott, und sie ist versöhnt mit Gott.

Dietrich Bonhoeffer hat das sehr ernst genommen und es in den Ausdruck: „Treue zur Welt“ gebracht. Er meinte: „*Gottes Treue zur Welt*“, dann aber auch, dass seine Treue auch eine Treue zur Welt unsererseits nach sich ziehen müsse. Also nicht Weltflucht, nicht Weltverneinung.

„Treue zur Welt“ ist keine Ideologie, sondern ein mühsamer, manchmal gefährlicher Weg, der beschritten werden muss. Denn, so sagt Bonhoeffer: „*Gott liebt nicht einen Idealmenschen, sondern den Menschen, wie er ist, nicht eine Idealwelt, sondern die wirkliche Welt.*“ „*Den wirklichen Menschen kennen und ihn nicht verachten, das ist allein durch die Menschwerdung Gottes möglich. Der Grund der Liebe Gottes zum Menschen liegt nicht im Menschen, sondern allein in Gott selbst.*“ Und: „*Die Weltlichkeit des Christen trennt ihn nicht von Christus, und seine Christlichkeit trennt ihn nicht von der Welt. Ganz Christus angehörend, steht er zugleich ganz in der Welt.*“

Bonhoeffer weiß: Wer von Christus her von der „Treue zur Welt“ und von der „Liebe zur Welt“ spricht, der muss auch von Christus her vom „*Leiden an der Welt*“ sprechen. „*Die Welt sagt: das ist nun einmal so, wird immer so sein und muss so sein. Der Gerechte sagt: es sollte nicht so sein, es ist gegen Gott. Daran vor allem wird man den Gerechten erkennen, dass er in dieser Weise leidet. Er bringt gewissermaßen das Sensorium Gottes in die Welt; darum leidet er, so wie Gott unter der Welt leidet.*“<sup>5</sup>

Ich glaube, dass es wichtig ist, dass wir in der Diakonie ein in diesem Sinn geklärtes und nicht verklärtes Verhältnis zur Welt und zu den Menschen haben, für die wir und mit denen wir arbeiten.

### 2. „Doppelt qualifiziert“

„Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen, dass sie eure guten Werke sehen...“

Das heißt doch: Was wir tun, unser Werk, soll sich vor den Menschen sehen lassen können. Es sollen „gute“ Werke sein.

---

<sup>5</sup> Dietrich Bonhoeffer, Treue zur Welt. Meditationen, Kaiser Traktate 1, München 1971, S.11ff

Es kann sich sehen lassen, wenn es Qualität hat. Die Qualität im Fachlichen und die Qualität im Menschlichen. Hier kommt das Stichwort „doppelt qualifiziert“ ins Spiel. „Doppelt“ darf nicht heißen: getrennt – hier das Wort, privat, und dort die Tat, bei der Arbeit. Hier bin ich fachlich und dort bin ich fromm.

Kann man lernen, dieses Doppelte als Einheit zu verstehen?

Carl-Christian Klein ist der Meinung, dass DiakonIn-Sein nur eine bedingt erlernbare Profession sei. Er vergleicht die Doppelqualifikation mit zwei aufeinandergelegten Folien, die durchscheinend sind für die Menschenfreundlichkeit Gottes im Alltag der Welt. Darüber ließe sich letztlich nicht definierend sprechen. Das könne nur eingeübt werden.<sup>6</sup>

Diakonin, Diakon sein sollte heißen: Ein Leben lang genau dies einzuüben.

### **3. „Die Unverborgenheit der Kirche“ und ihre Mission (F. Steffensky)**

„Dass sie eure guten Werke sehen“. Es kann gar nicht anders sein, als dass die Menschen sehen, was wir tun. Wir werden ja in die Welt gesandt. Darum spricht F. Steffensky von der „Unverborgenheit der Kirche“. Und, interessant, er gebraucht für diese Unverborgenheit der Kirche das Wort „Mission“. „Mission“ ist ja nichts anderes als das Wort für Sendung, für unsere Sendung in die Welt.

Jesus stand völlig in der Öffentlichkeit mit seiner Mission. Auch die Kirche steht in der Öffentlichkeit mit ihrer Mission, steht unter Beobachtung, genauso die Gemeinden und wir als Hauptamtliche und Ehrenamtliche.

Der Ratsvorsitzende der Evang. Kirche wurde kürzlich in einem öffentlichen Interview im Fernsehen gefragt, was die Kirche in der Flüchtlingsfrage denkt, von welchen Voraussetzungen her sie denkt, was sie dazu zu sagen habe. Bischof Bedford-Strohm hat klar und freundlich gesagt, was da zu sagen ist. Insofern hat „Unverborgenheit der Kirche“ auch eine Menge mit Öffentlichkeitsarbeit zu tun.

Aber nicht nur: Wir stehen auch ungefragt und ohne die Kommunikation der Worte unter Beobachtung - von Neugierigen, von Kritikern, von Enttäuschten. Sie schauen auf uns. Auch unser Verhalten, unsere Körpersprache redet mit.

Der Ausdruck von der „Unverborgenheit der Kirche“ steht bei Steffensky in folgendem Zusammenhang: *„Mission ist die gewaltfreie Selbstpräsentation und Unverborgenheit der Kirche. Religiöses Selbstbewusstsein und Mission sind nicht voneinander zu trennen. Wer von etwas überzeugt ist, zeigt sich in seinen Überzeugungen. Der Geist stirbt, wo er sich verbirgt. Christen werden zu Christen, wenn sie sich als Christen zeigen. (Ich füge hinzu: Diakone werden zu Diakonen, wenn sie sich als Diakone zeigen.) Evangelische Krankenhäuser werden zu evangelischen Krankenhäusern, wenn sie als solche zu erkennen sind. Man wird der, als der man sich zeigt. Was sich verbirgt, stirbt.“<sup>7</sup>*

Ich fürchte, Manches in der Diakonie stirbt, weil es sich verbirgt. Weil das Evangelium verborgen wird. Zum Beispiel so:

*„Was sage ich einem Menschen, der am Ende ist?  
Was sage ich ihm unter vier Augen in seine Sorgen  
am Grab der Liebe in sein Alleinsein*

---

<sup>6</sup> A. a. O. S. 55f

<sup>7</sup> Fulbert Steffensky: Mut zur Endlichkeit. Sterben in einer Gesellschaft der Sieger, Stuttgart 2007, S. 39



*am Krankenbett in seine Schmerzen  
im Todeskampf in seine Angst?  
Sage ich auch:  
Kann man nichts machen,  
es erwischt jeden einmal  
nur nicht den Mut verlieren  
nimm's nicht so schwer...  
Sage ich nichts als das?  
Ich sollte doch kennen  
den einen und einzigen Namen  
der uns gegeben ist.  
Ich schäme mich.“<sup>8</sup>*

### **III. Spiritualität („...und euren Vater im Himmel preisen“)**

#### **1. Spiritualität der zwei Pole**

Ich bin in einer ziemlich politisierten Zeit Theologiestudent und Pfarrer geworden, in der man oft den Satz gehört hat: „Kein Rückzug in die Innerlichkeit!“ Und man meinte damit den Rückzug aus der Welt draußen. Das war gut gemeint, aber falsch. Denn Jesus *hat* sich in die Stille zurückgezogen, z.B. auf einen Berg. Ja, er hat sich den Menschen, die zu ihm drängten, bisweilen sogar entzogen.

Immer wieder in der Geschichte der Kirche kommt eine eigentümliche Zweipoligkeit oder ein Zweitakt der Spiritualität in den Blick:

- „ora et labora“, die benediktinische Spiritualität der Klöster. Die Arbeit in der Welt draußen, das Eine. Drinnen im Kloster Tageszeitengebete, Stille, Muße das Andere. Auch wir entdecken die klösterliche Gemeinschaft wieder: in Bursfelde, in Volkenroda, in Häusern der Stille und der Einkehr...
- „Beten und Tun des Gerechten“ – das ist die zweipolige Formulierung Bonhoeffers, der so viel vom Einsatz des Christen in der Welt zu sagen wusste. Aber er wusste auch, dass die Welthaftigkeit des Christen den Gegenpol braucht, das Beten und die Konzentration dazu. Was für schöne Gebete haben wir doch von ihm!
- Und ein drittes Beispiel: „Kontemplation und Kampf“. So formuliert es die Bruderschaft von Taizé, wohl von den Erfahrungen der Basisgemeinden Lateinamerikas her.

Spiritualität umgreift immer beide Pole. Dazu gehört der Rückzug in die Stille, und gehört das Hinausgehen in die Welt. Dazu gehört der Umgang mit meinen Nachbarn, wie meine Haltung zu politischen Fragen und meine Entscheidungen in meiner Arbeit, die ich helfend, beratend, pflegende, lehrend tue. Also nicht nur der Rückzug ist Spiritualität. Der Spirit des heiligen Geistes will das ganze Leben gestalten, auch das, was wir „draußen“ tun. Die vom Geist Gott geprägte Gestalt unseres ganzen Lebens – das ist Spiritualität.

Ich betone gerne das Adjektiv: *christliche* Spiritualität, oder noch besser: Christusspiritualität, weil sie daraus lebt, dass wir mit Christus im Gespräch sind und unser Handeln an Christus Maß nimmt. Weil an Christus die Schätze Glaube, Liebe und Hoffnung hängen, diese drei. An ihm hängt auch das Reich Gottes, um dessen Kommen wir im Vater unser bitten. An ihm hängt die Einlösung aller Verheißungen, von denen wir leben. Unsere Spiritualität kann nur Christusspiritualität sein.

---

<sup>8</sup> Lothar Zennetti in: Burghard Krause, Auszug aus dem Schneckenhaus, Neukirchen 1996, S. 146

Aber darin kennt sie eine große Freiheit der Formen. Es ist ein großer Reichtum, der heute in vielen Gruppen, Kreisen entdeckt und eingeübt wird mit Lied, Bibelwort, Tanz, Gebet, Körpergebet, Texten und Meditationen. Die christliche Tradition ist reich. Wir müssen uns nicht auf den esoterischen Markt begeben.

## **2) Wiederentdeckung der Spiritualität in der Diakonie**

Der Bundesverband der Diakonie hat beim Neukirchener Verlag eine Buchreihe herausgebracht mit den Titeln „Spiritualität in der Pflege“, „Geistesgegenwärtig pflegen“ und „Geistesgegenwärtig beraten“.

Das heißt ja: Der Geist Gottes soll spürbar und erkennbar in unseren Arbeitsfeldern sein, in Beratung, Pflege oder Suchthilfe oder Schule. Wir haben das „geistliche“ Moment unseres Glaubens oft auf die Motivation, auf die Haltung beschränkt. In diesen Büchern aber wird eine vom Geist Gottes getragene und geprägte Fachlichkeit thematisiert. Auch dies: dass für die Mitarbeitenden Spiritualität eine Ressource ist, die bei der Gestaltung unserer Arbeit hilft, Maß und Mitte zu finden.

Früher undenkbar – aber jetzt gibt es den offiziellen Ausdruck „Spiritual Care“ im Gesundheitswesen, es gibt den Christlichen Gesundheitskongress, die Zeitschrift „ChrisCare“ – alles sind Zeichen für einen Aufbruch, in dem Fachlichkeit und Christlichkeit nicht nebeneinander stehen, sondern sich durchdringen in einem neuen geistlichen Hören und Fragen. Auch auf der Ebene der Gemeinden gibt es Aufbrüche: im Diakonat, was ich Ihnen nicht illustrieren muss, wie in der Frage eines missionarisch orientierten Gemeindeaufbaus, der diejenigen im Blick hat, die noch nicht oder nicht mehr zu Gemeinden gehören. Aufbrüche auch bei diakonischen Trägern: Im Bundesverband der Diakonie haben wir ein Projekt durchgeführt mit dem Titel „Horizonte des Glaubens erkunden“ und eine 100seitige Broschüre herausgebracht, die *Kurse zu Themen des Glaubens für Mitarbeitende in der Diakonie* (so der Untertitel) vorstellt. Man kann diese Broschüre auch auf der Internet-Plattform der Bundesdiakonie herunterladen.<sup>9</sup>

An alledem sollten wir nicht vorbeigehen, sondern es nutzen.

## **3) Von der Diakonie zur Doxologie (Lob Gottes)**

„*Ich seid das Licht der Welt*“ – darin sahen wir ein Wort der Berufung.

„*Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen, dass sie eure guten Werke sehen*“ – darin spiegelten wir die Sendung.

Und nun noch: „*damit sie euren Vater im Himmel preisen.*“

Wir kennen ja einen anderen Reflex: Dass die Menschen „unsere guten Werke sehen“ und - *uns* preisen sollen. Wir kennen alle unsere geheimen Erwartungen, dass unsere Arbeit so Anerkennung findet, dass wir gelobt werden!

Hier aber hören wir: „*...damit sie euren Vater im Himmel preisen.*“

Brauchen wir nicht alle Anerkennung und Lob? Und ob! Anerkennung, auch Dankbarkeit durch andere wird uns bestätigen, dass wir in einer Sache auf richtigem Kurs sind. Jeder hat das in der Seelsorge, in der Sozialarbeit, in der Pflege schon erlebt. Oft ist es gerade das, was Menschen in die Arbeit der Diakonie geführt hat und sie dort hält: die Dankbarkeit derer, für die sie da sind. Dass etwas zurück kommt. Diakonische Arbeit ist ja ein Beziehungsgeschehen. Wir arbeiten mit Menschen. Da darf man Resonanz erwarten. Auch Lob.

---

<sup>9</sup> <http://www.diakonie.de/kurse-zum-glauben-12635.html>

Aber es gibt – entschuldigen Sie – auch eine Gier nach Anerkennung, eine Sucht nach Aufgewertet-Werden durch unser Tun, oft im Kontext von Rivalität und Konkurrenz. Das verdirbt das gute Werk und macht es zum schlechten. Den narzisstischen Selbstbezug gibt es leider auch in der Diakonie, wo es doch eigentlich um den Nächsten geht.

Und waren wir nicht auch schon in Situationen, wo wir einen Weg gehen mussten, einen guten, richtigen Weg, auf dem uns Anerkennung versagt bleiben würde? Wo die anderen misstrauisch, kritisch waren und Widerstand aufbauten? Einen Weg, den wir ziemlich allein gehen mussten? Wer vor allem anderen darauf schießt, anerkannt zu werden, wird schnell einknicken. Lob ist schön. Aber es ist gut, wenn wir weitgehend unabhängig sind von Menschenlob. Die Bibel hat übrigens ein durchaus kritisches Verhältnis zum Menschenlob.

Wenn unsere Arbeit ins Gotteslob einmündet, bekommen wir eine gesunde Distanz zu uns selber. Es geht nicht mehr um uns. Das kann sehr befreiend sein. Wir werden auch von jeder Art von Perfektionswahn geheilt. Dann stehen wir zu unserer Arbeit, die ein Fragment sein darf, weil wir an den glauben, der der Vollender ist. Gott, der Vollender, das ist in der Bibel Thema des Gotteslobs.

Vorläufig sind wir auf dem Weg:

„Das Leben ist nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden,  
nicht ein Gesundsein, sondern ein Gesundwerden,  
nicht ein Sein, sondern ein Werden,  
nicht eine Ruhe, sondern eine Übung.  
Wir sind's noch nicht, wir werden's aber.  
Es ist noch nicht getan oder geschehen, es ist aber im Gang und im Schwang.  
Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg.“  
(Martin Luther)

In diesem Sinn: Einen guten Weg!

---